

# Ein Besuch bei Mme Verhaeren

Autor(en): **Brütsch, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758329>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Besuch bei Mme. Verhaeren.

Von Charles Brütsch

Chaque heure où je songe à ta bonté  
Si simplement profonde,  
Je me confonds en prières vers toi.

Je suis venu si tard  
Vers la douceur de ton regard,  
Et de si loin, vers tes deux mains tendues  
Tranquillement, par à travers les étendues! ...

J'étais si lourd, j'étais si las,  
J'étais si vieux de méfiance,  
J'étais si lourd, j'étais si las  
Du vain chemin de tous mes pas.

Je méritais si peu la merveilleuse joie  
De voir tes pieds illuminer ma voie,  
Que j'en reste tremblant encore et presque en pleurs  
Et humble, à tout jamais, en face du bonheur.

(E. Verhaeren: *Les Heures Claires* V)

Noch kaum aus einer langen Periode quälenden Zwiespalts und zermürbter körperlicher Gesundheit genesend, wenige Tage nach dem Hinschied seiner Mutter, hatte Verhaeren in Bornhem bei Saint-Amand eine junge Lütticher Malerin kennen gelernt. Und als sie, zwei Jahre nach ihrer ersten Begegnung, im August 1891, seine Gattin wurde, übte sie auf des Dichters Leben einen tiefen Einfluß aus.

Eine Reihe von Gedichtbänden: *Les Heures Claires* (1896), *Les Heures d'après-midi* (1905), *Les Heures du Soir* (1911) hat Verhaeren gewidmet: « à celle qui vit à mes côtés ». In stärkstem Gegensatz zum üblichen weitschweifenden Pathos seiner meisten Gedichtwerke, mildert sich hier der Rhythmus, in leichter Gesangsform vergeleitend. Es sind wohl die reinsten und vielleicht tiefsten Dichtungen, die Verhaeren je geschrieben: schon das einleitend angeführte Fragment genügt, um die wundersam ergreifende Stimmung dieser Gedichtsammlung erahnen zu lassen. Hatte nicht Verhaeren selbst bekannt, seine innige Vorliebe gelte diesen Gedichten! Und hatte nicht Stéphane Mallarmé, in einem 1897 datierten Brief an Verhaeren den ersten Band bezeichnet als « cet épanouissement délicat du plus pur des cœurs vers une région de ciel

égale; au-delà de vos douloureuses magnificences ordinaires ». Schreibt nicht Stefan Zweig in seinen *Erinnerungen an Verhaeren*: « Die drei Bücher scheinen mir trotz der Weite der Werke vielleicht das Unvergänglichste, weil Persönlichste seiner Dichtung... Der kleine Garten, das Zimmer mit der Stille des Abends, das ganze Leben ist darin erhoben wie gefaltete Hände. » – Als am 27. November 1916, im Bahnhof zu Rouen, der blutüberströmte Körper des Dichters von den Rädern des Eisenbahnwagens, unter den er geglitten war, befreit werden konnte, hörten die Umstehenden, zutiefst erschüttert, seine letzten, mühsam gehauchten Worte: « Je meus... ma femme...! ma patrie...! », Abschied vom Leben, von der Gattin, vom Vaterland: ihnen hatte des großen Dichters ganzes Werk gegolten.

In der kleinen Wohnung der früheren Rue Montretout (heute Rue Emile Verhaeren) in Saint-Cloud, wohin schon um 1900 der Dichter gezogen war, spricht alles noch von dem großen Toten. Unzählige Portraits und Büsten an den Wänden, auf Tischen und Gestellen zeigen sein mageres, etwas vorgeneigtes Gesicht mit dem langen, struppigen Schnurrbart, der tiefdurchfurchten Stirn, dem warmen Blick der hellen Augen. Auf der Höhe seines Ruhmes wurde Verhaeren von Bildhauern und Malern förmlich bestürmt: C. Meunier, Vanderstappen, Cladel, Th. van Rysselberghe, James Ensor, Montald sind wohl die Bekanntesten unter ihnen. Verhaeren saß ihnen immer, mit einer bewundernswerten Geduld.

Sein Haus ist heute noch der Treffpunkt seiner zahlreichen Freunde: Maler, Schriftsteller, Verleger, Journalisten. Alle gedenken seiner in treuer Verehrung. Doch bewegt besonders das schöne, dankbar empfundene Andenken, das seine edle, mutige Witwe von ihm bewahrt hat:

« Es war ein ganz einfacher, aufrichtiger Mensch, » sagte sie mir, « wie ich nur wenige kannte. Sie hätten seinen Empfang erleben sollen: Freunde und Besucher wurden mit größter Herzlichkeit und Offenheit aufgenommen, besonders die Jungen, von denen der eine oder der andere kam, um seine blassen Gedichtlein und Schultragödien vorzulesen. Kurzweilig war es nicht immer, aber Verhaeren konnte niemand zurückweisen. An allem, was sie ihm zu erzählen wußten, nahm er lebhaften Anteil, und er begleitete sie immer bis zur Haustüre zurück, sie mit einem kraftvollen Handschlag auf die Schulter entlassend. Noch heute, sagte mir kürzlich einer, spüre ich in Stunden der Niederlagenheit Verhaerens herben Schlag auf der Schulter – und fasse neuen Mut zum Leben.

Ich habe ihn nie von jemand Schlechtes sagen hören. Er schwieg, wenn ihm ein Besucher mißfiel. Sein übergroßes Vertrauen wurde ja oft mißbraucht. Er wußte es immer, ohne sich entmutigen zu lassen.

Nach seinem Vaterland, dem er leidenschaftlich zugetan war, liebte er Frankreich, Deutschland, besonders aber Rußland. Vortragsreisen gaben ihm oft Gelegenheit, mit dem russischen Volke in Berührung zu kommen: immer kehrte er begeistert zurück. Und doch war schon damals, Jahre vor dem Weltkrieg, die Atmosphäre recht schwül. Ich erinnere mich zum Beispiel eines Vortragsabends in Moskau: Der Saal war dicht gefüllt, die Treppe zum Rednerpult war besetzt, und selbst auf dem seitlichen Geländer hatten Leute Platz gefunden. Da fällt plötzlich einer herunter, es entsteht ein Gedränge, eine augenblickliche Panik, und, als jemand aus der Menge fragt: Was gibts? Eine Bombe? (der erste Gedanke!), antwortet gelassen eine Frau aus den vorderen Reihen: Nein, noch nicht! —

Frankreich liebte Verhaeren immer mehr, als das sonnige Land der Klarheit. Er wohnte gerne hier in Saint-Cloud, nahe bei der Großstadt, deren belebte Straßen er fast täglich durchstreifte. Den Veranstaltungen mondänen Charakters ging er natürlich stets aus dem Wege. Meistens war er im Louvre anzutreffen: für die Malerei hatte er ein ganz hervorragendes Verständnis, was in zahlreichen kunstkritischen Essays, aber auch in seiner Dichtung deutlich zum Ausdruck kommt.

Sonderbarerweise fühlte er sich im Süden nie recht heimisch. Florenz war ihm eine große Enttäuschung. Nur Michelangelos und Donatellos überragende Kunst vermochte ihn zu fesseln. «Florenz,» schrieb er, «wie war es mir eng unter deinem Himmel! Wie fühlte sich mein Herz verringert und verfälscht in deiner Gegenwart! Du hast mich enttäuscht mit all deinen mäßigen Wundern. Und ich suche umsonst die Winkel deiner Straßen und die Ecken deiner Plätze, wo Dante Giotto und der sanfte Franz von Assisi noch verweilen würden, um dich zu lieben und zu preisen.» — Und Spanien sah er in einer seltsam dämmernden Beleuchtung: «Der Tod versperrt dort die Straßen aller Gedanken.» —

Während er England weniger nahe stand, hegte er vor dem Weltkriege für Deutschland eine hohe Bewunderung. Er liebte seine trauten Barockstädte; besonders aber imponierte ihm die wunderbare Organisation der Arbeit. Er hielt sich öfters in den großen Fabriken auf, sich alle Einzelheiten des Betriebs erklärend lassend. — Sie kennen doch die Legende, nach der ihn ein Freund in einem großen Eisenwerk lange vergebens gesucht und endlich gefunden hätte, auf dem Rücken liegend,

den Kopf unter eine riesige Maschine, deren Mechanismus ihn besonders interessierte, vorgestreckt! — Der Weltkrieg war in seinem Leben wohl der schwerste Schicksalsschlag: sein ganzes Vertrauen in den ersehnten, kraftvollen Aufstieg der Menschheit zerfiel; sein geliebtes Vaterland ward verheert, zu Tode verwundet. Da erwachte in ihm glühendster Haß gegen die Deutschen. Doch hätte er sich rasch erhoben: einer der ersten hätte er den Frieden besungen und die versöhnenden Worte gesprochen.

Sie ahnen kaum, wie er vorher glücklich gewesen war, von einer begeisterten, strahlenden Lebensfreude. Und doch war im Grunde sein Lebensgefühl eher tragisch: er litt unter der unsagbaren Not der Gegenwart, aber er sah in der Zukunft den Sieg der menschlichen Kräfte reifen.

Wie er arbeitete? Äußerst regelmäßig. Jeden Morgen von 7 bis 11 Uhr schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, und man hörte ihn mit lauter Stimme Verse skandieren. Niemand durfte ihn da stören. Nachmittags ging er hinaus, besonders, wenn wir auf dem Lande waren. Auf weiten Wanderungen durch Wald und Flur komponierte er seine Gedichte; der rüstige Rhythmus seines schweren Schrittes hallt noch in ihnen nach. Die Morgenarbeit war dem sorgsam Ausarbeiten und Überprüfen bestimmt. Man glaubt es kaum, wenn man den dynamischen Fluß seiner Dichtung erlebt, wie gewissenhaft er daran gearbeitet hat. Seine Manuskripte mit den zahllosen Streichungen, Wiederholungen und Varianten zeugen davon. Treffend vergleicht sie Stefan Zweig mit Schlachtfeldern, wo sich die Leichen der gefallenen Wörter hoch auftürmen. Selbst seine fertig gedruckten Buchausgaben sind noch voll nachträglicher Änderungen. Es war eine wahre Manie bei ihm, ganz im Gegensatz zu seinem Jugendfreund Rodenbach, der an seinen Gedichten nichts mehr änderte und das formgewordene Erleben völlig erstarren ließ.

Ich hätte noch vieles zu erzählen, von der spontanen Freundlichkeit Verhaerens, von seiner einzigartigen Offenheit und Hilfsbereitschaft. Keiner seiner vielen Freunde hat ihn vergessen. Ein jeder ist ihm dankbar geblieben für die große belebende Kraft, die von ihm ausging.

Ich habe gewiß nicht übertrieben. Als Dichter mag er, neben unbestreitbaren künstlerischen Fähigkeiten, auch Fehler haben, die die Zeit aufdecken wird. Als Mensch aber — und wer lernte ihn als solchen besser kennen als ich? — hatte er ein wahrhaft hohes Leben in schlichtester Gewandung, weitender Verherrlichung des Lebens und aufopfernder Liebe ergeben.»